

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichsstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 94.

Berlin, Freitag den 6. August

1841.

Frankreich.

Geoffroy, der Kritiker zur Zeit Napoleon's.

Während der Zeit der Kaiserherrschaft in Frankreich hatte eine gewisse Raubheit und kriegerische Zucht sich aus dem Reiche der Weltereignisse auch dem Reiche der Geister mitgetheilt. In neuester Zeit ist man bestrebt gewesen, den Ruhm dessen von jedem Vorwurf zu reinigen, dessen feste, scharf ausgeprägte, ernste Gestalt unsere modernen Dichter, ich weiß nicht zu welchem, riesenhaften, Ostianischen, neblichten Gebilde umgeschaffen haben; und man hat Napoleon losgelöst von der literarischen Umgebung, mit der die Zeitumstände ihn verbunden hatten, um ihn darzustellen, wie er das Auge voll Bewunderung und Trauer nach der Gegend wendet, in der Chateaubriand in der Natur und der Poesie Trost für seine Verbannung sucht. Ich weiß nicht, in wie weit die historische Treue in diesem Bilde bewahrt ist; doch ein tieferes Eingehen auf jene Epoche zeigt uns, daß der Einfluß dieses streng regelmäßigen, sicher fortschreitenden und in sich abgeschlossenen Geistes sich oft auf sehr verderbliche Weise geäußert hat, nicht nur in Betreff bedeutender Kunstwerke, wie der Tragödien von Lemercier, sondern auch in Betreff der leichteren literarischen Productionen, der Tages-Literatur, auf deren Geist und Gehalt Frankreich bisher so stolz gewesen war. Die Beweglichkeit und Eigenthümlichkeit des Französischen Geistes scheinen unter diesem unbengsamen Despotismus gänzlich verschwunden zu seyn; der sprühende Witz und die Ironie waren aus Flugschriften und Liedern verbannt, und selbst in der Kritik vermochten sie sich nicht zu halten. Die Kritik unterlag demselben Einfluß, gegen den sie sich wie aus Instinkt bei den Werken erhebt, die sie beurtheilt. Geoffroy wirft den Trauerspiel dichtern Schläffigkeit und Eintönigkeit vor, und seine Artikel leiden in Stil und Gedanken an denselben Fehlern und in gleichem Grade.

Und wäre Geoffroy nicht vermöge seines Talent's der Repräsentant der Kritik während des Kaiserthums, er wäre es vermöge seines Charakters. Geoffroy war nicht, wie manche Feuilletonisten unserer Tage, ein fecker, leichtfertiger Literat; er war ein Pedant von Profession, der seine ganze Jugend in wissenschaftlichen Instituten zugebracht hatte und sich plötzlich zum dramatischen Kunstrichter aufgeworfen in einem Alter, in dem man über seine Borurtheile nicht mehr hinwegkommt. Man findet in seinen sentenzenreichen Angriffen all' die bedächtige Gemessenheit, mit der man Ruthenstrieche zuzählt. In den Karikaturen jener Zeit erscheint er mit Halskragen (er war in einem Jesuiten-Kollegium angestellt gewesen), oder in Entzückung zwischen einer Flasche und einer Pastete; doch die übrigen anmutigen und holdseligen Verführungen, denen ein Feuilletonist unserer Tage ausgesetzt ist, diese hat man dem Graubart nie von fern zuzumuten gewagt, ungeachtet der Lobströme, die er über Demoiselle George ausgeschüttet hat. Er war ein Mensch, der der Ordnung, der eisernen Regel seine Jugend und die Jugend Anderer geopfert hatte und ihr slavisch unterworfen war. Auf dieser Höhe steht der Pedantismus der militairischen Disziplin gleich; beide sind auf die schärfste Beobachtung vorgeschriebener Gesetze bis in die kleinlichsten Einzelheiten gerichtet. Man giebt an, Napoleon habe dem früheren Jesuiten eine Pension gegeben; jedenfalls war dieser ihm voll Eifers untergeben, und er hat bei dieser Untergebenheit, man muß es eingestehen, oft Einsicht und Geschicklichkeit gezeigt.

Um unsere Darstellung anschaulicher zu machen, unterscheiden wir zwei Naturen in Geoffroy; wir betrachten ihn als Kritiker im Allgemeinen und als Kritiker seiner Zeitgenossen. In Wahrheit sind diese beiden Momente nicht so getrennt, als man erwarten sollte; die Borurtheile, von denen er beherrscht ist, geben ihn auch dann nicht frei, wenn er die Vergangenheit beurtheilt. Um den Geist der Forschung und der geistigen Unabhängigkeit, zu dem die Philosophie auffordert, zu bekämpfen, greift er Voltaire in der *Zaire*, Beaumarchais im *Figaro* an. Rühmt er die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, so geschieht es, weil er hier überall ein tiefes Gefühl für die Hierarchie, einen steten Haß gegen alle revolutionaire Grundsätze findet. Gott verhüt' es, daß wir Geoffroy tadeln sollten, wenn er an den Schriftstellern des Zeitalters Ludwig's XIV. die Bortiebe zur bürgerlichen Ruhe und Ordnung und die Darstellung derselben bewundert; doch die alte Monarchie hat nichts mit dem neuen Staate gemein, der durch Bonaparte gegründet ist. So scheint Geoffroy, nur wenn er Racine lobt, wahrhaft aus Ueberzeugung zu sprechen; Corneille verteidigt er viel mehr aus Haß gegen seinen berühmten

Kommentator, als aus wahrer Begeisterung. Molière vermag er nur mit Mühe seine Spöttereien gegen Gestalten wie Trissotin und Badius zu vergeben. Geoffroy liebt das Griechische sehr, obgleich er Euripides und Sophokles bisweilen vorgeworfen, sie hätten keinen sonderlichen Geschmack gehabt, und obgleich er sie oft unter ihre Französischen Nachahmer gestellt hat. Er liebte das Griechische mehr als Pedant, als im Interesse der Kunst, doch genug, er liebte es, und man hat mir sogar erzählt, eines Tages habe er Thränen vergossen, als er, freilich vom Wein erhit, eine Stelle aus Demosthenes rezitirte.

Die Glätte und Feinheit des achtzehnten Jahrhunderts vermochte er weniger zu würdigen, als die Korrektheit und Reinheit des Jahrhunderts Ludwig's XIV. Erifirt etwas Anmuthigeres auf der Französischen Bühne, als das Hauptwerk Sedaine's, der Philosoph ohne es zu wissen! Diese Mutter, die, ganz beschäftigt mit Vorbereitungen zur Hochzeit ihrer Tochter, das ganze Stück hindurch nicht weiß, welcher Gefahr ihr Sohn sich aussetzt, und die, als er glücklich gerettet wiederkehrt, nach langer angstvoller Spannung, die wir alle fühlen, nur sie nicht, ihm mit Nichts entgegenkommt, als ihrem gewöhnlichen Lächeln und ihrem alltäglichen Grusse; dieser Sohn, der sogar an dem Tage, auf welchen das Hochzeitsfest seiner Schwester festgesetzt ist, wie ein Schulbubwuster mit Waffen das väterliche Haus verläßt und dorthin eilt, wohin die Ehre ihn ruft; dieser Vater, der, plötzlich hiervon unterrichtet, auf fruchtlose Wünsche beschränkt und den schrecklichsten der Schmerzen in seine Brust zu verschließen genöthigt ist; endlich die entzückende Rolle der Viktorine, so zart, so verschwiegen, alle Herzen muß sie gewinnen, sie ist vielleicht das Lieblichste, was im Roman und im Drama jemals geschaffen worden ist; — und diese reizende Mischung von Sorglosigkeit und Unruhe, von Glück und Angst, von Anmuth, Heiterkeit, Empfindsamkeit und Liebe, sie hat bei Geoffroy ein Urtheil hervorgerufen, welches wir zu seiner eigenen Schande hierhersetzen: „Dies Stück“, sagt er, „hält sich durch Zufälligkeiten und sehr wenig wahrscheinliche Annahmen mühsam zusammen, es ist jeden Augenblick im Begriff, aus einander zu fallen; der Philosoph ohne es zu wissen ist kein Karnevall-, sondern ein Sonntagstück.“ Derselbe Mann konnte Marivaux nicht besser verstehen. Dieser, behauptet er, gefalle sich darin, seine an sich ansprechenden Erfindungen bunt unter einander zu werfen und seine Epigramme in die Sprache des Pöbels einzukleiden.

Doch gehen wir zu den großen Ungerechtigkeiten über, die Geoffroy bei Beurtheilung Voltaire's und Beaumarchais' sich zu Schulden kommen läßt. Warum hat Geoffroy nicht zu der Zeit gelebt, als der unsterbliche Verfasser der Romane in Prosa und in Versen seinen seltsamen Gegnern eine Schelle umgehängt hat, durch welche sie ebenfalls unsterblich geworden sind? Abbé Ronotte und Abbé Trublet würden einen Genossen haben und unsere Literatur bekäme statt der unglückseligen Zwei eine Drei. Dieser Haß gegen Voltaire spricht sich bei Geoffroy bald durch hitzige Declamationen, bald durch Spöttereien aus. Nichts ist hochmüthiger und zugleich spaßhafter, als diese ewigen Anfälle gegen einen Mann, der groß genug ist, um eine ganze Epoche zu vertreten. Jüngst, als ich die Memoiren der Frau von Epinay durchsah, wurde ich aufs neue lebhaft an das außerordentliche Talent Voltaire's gemahnt. Frau von Epinay spricht, ungeachtet ihrer hohen Verehrung für den Hohenpriester ihres Glaubens, mehr mit Verdruß als mit Begeisterung von ihm. Die unglaubliche Beweglichkeit seines Geistes erschreckt sie, in den Zeichen des Genies sieht sie nur ein Zeichen der Schwäche; dieses ewige Wogen des Gedankens, die fortwährende Gluth des stets wechselnden und doch stets skeptischen Geistes, diese Reflexionen, die sich widerstreiten, dieser Scherz, der stets wiederkehrt, endlich das bewegliche Chaos der ungeheuren Gelführsamkeit, aus dem mit jedem Augenblicke Welten hervortreten, die unverkettet neben einander stehen — dies Alles ist für Frau von Epinay unbegreiflich. Voltaire ist deshalb vorzüglich groß, weil in ihm Alles Inkonsequenz ist; sein gewaltiger Geist dringt tief genug, um alle verschiedenen Seiten der Dinge zu erkennen, und er ist beweglich genug, um sich nach einander auf all' die verschiedenen Gesichtspunkte zu stellen. Geoffroy hat Voltaire nicht besser begriffen, als Frau von Epinay. Er glaubt triumphiren zu dürfen, indem er fortwährend unwiderlegliche Widersprüche nachweist, indem er Tüge von Gottlosigkeit in der Tragödie zeigt, welche dem Papp gewidmet ist, und Tüge von Religiosität in den Stücken, in denen der Dichter auf dem Standpunkte der Philosophie zu stehen glaubt. Wir werden alle diese Untersuchungen keiner Unternehmung unterwerfen, wir werden alle diese Analysen nicht